

Manchmal berührt mich eine Geschichte gerade deshalb so tief, weil sie leise beginnt. Mit einer Frau, die sich in ihr zurückgezogenes Leben eingerichtet hat, als wäre es ein Schutzraum aus Holz, Wasser und Schweigen. Sara Harmsen, mit ihrer kleinen Fähre, wirkt auf mich wie jemand, der gelernt hat, dass Nähe weh tun kann. Und dass man manchmal nur überlebt, wenn man die Welt auf Abstand hält. Doch dann steht Leon da, verletzt, fremd, ein junger Mann, der eigentlich gar nicht in Saras geordnete Einsamkeit passt. Sara verarztet den jungen Mann und versteckt ihn bei sich. Dafür verlangt sie, dass er ihr bei den Arbeiten rund um ihr Haus hilft. Zwischen Schafschur, Hühnerstall und Obstwiese entsteht etwas, das mich besonders berührt, dieses vorsichtige Wieder-Annähern an das Leben. Zwei Menschen, die beide Wunden tragen, die man nicht sieht, finden einen Rhythmus, der erst holprig ist und dann fast zärtlich. Während draussen die Welt lauter wird die geplante Brücke, die Anfeindungen, die Übergriffe, wächst zwischen ihnen etwas, das stärker ist als Angst. Eine Verbundenheit, die nicht romantisiert, sondern erarbeitet wird, Schritt für Schritt, Handgriff für Handgriff. Als der Fluss schliesslich über die Ufer tritt, spürt man, wie sehr diese Geschichte davon erzählt, dass man manchmal erst im Chaos erkennt, was man wirklich festhalten will. Jochen Mariss Geschichte zeigt mir, dass Mut nicht laut sein muss. Er beginnt oft damit, einem anderen Menschen wieder zu glauben.

Jochen Mariss, Tage am Fluss, Kiepenheuer & Witsch, 09.07.2026, 320 Seiten, Fr. 19.00